



JULI
ZEH



ROMAN LUCHTERHAND

PONY SHOW

Juli Zeh
PONY SHOW

Juli Zeh

PONY SHOW

Roman

Luchterhand

Du sollst Dir kein Bild von Dir machen.

Für Mark. Am Ende ein Held.

PROLOG

Der Platz vor dem Landgericht sieht aus, als wäre ein Karnevalszug vorbeigekommen. Der Wind treibt leere Plastikflaschen und Getränkedosen vor sich her. Zertretene Flugblätter mischen sich mit Zigarettenskippen und matschigen Tomaten. Dazwischen Pappschilder mit Slogans: *Free Betty!*, und: *Go fuck yourself*. Ein dicklicher Mann im blauen Arbeitsanzug steht auf einer Leiter und versucht, ein Graffiti vom Sockel des Strafjustizgebäudes zu entfernen. Die Farbe ist noch feucht, er hat das erste S in *Stop Sexism* zu einem großen roten Fleck verschmiert.

Betty und ich haben fast zwei Stunden an den Fenstern im oberen Gang gewartet, bis sich die letzten Demonstranten und Journalisten verzogen hatten. Immerhin hatten wir ausreichend Gesprächsstoff. Jetzt stehen wir auf der breiten Eingangstreppe, und ein missgelaunter Novemberwind rüttelt an uns, als wollte er uns aufwecken.

Betty sagt: Schöner Tag, eigentlich.

Das ist es nicht. Es ist ein Horrortag. Was vorhin im Sitzungssaal passiert ist, ändert alles, und zwar nicht zum Besseren. Außerdem ist es erst siebzehn Uhr und schon wieder dämmerig. Seit Tagen hüllt sich Hamburg in Nebel, nicht romantisch, sondern bedrückend und klamm. Es ist weder hell noch dunkel. Nicht richtig kalt, aber schon gar nicht warm.

Bevor die Kinder auf die Welt kamen, haben Laura und ich jeden Winter einige Wochen auf einer Insel verbracht, La Gomera, Korsika, Sardinien, einmal sogar auf den Malediven. In Deutschland ist das Wetter zu schlecht, um es zu genießen,

und nicht schlecht genug, um existenziell darunter zu leiden. Wahrscheinlich lässt sich die Begeisterung der Deutschen für Katastrophen aller Art mit der halbgaren meteorologischen Lage erklären.

Aber Betty hat ohnehin nicht das Wetter gemeint. Sie ist erleichtert, weil die Schwurgerichtskammer meinem Antrag auf Unterbrechung der Hauptverhandlung nachgekommen ist. Für meine Mandantin bedeutet das zehn Tage Ruhe, während ich mir darüber klar werden muss, wie es weitergehen soll.

Ich fasse sie am Oberarm. Der Stoff ihres schwarzen Mantels ist zugleich rau und weich. Sie schaut zu mir auf. Ihr Gesicht ist vom Saum einer dicken schwarzen Mütze umgeben. Ziemlich blass, dunkle Ringe unter den Augen. Ein kleines Lächeln auf den spröden Lippen. Obwohl sie die Chefin eines großen Unternehmens ist, wirkt sie arglos wie ein Kind. Zum ersten Mal frage ich mich, ob das eine Masche sein könnte.

Komm, sage ich. Rasch. Wir gehen.

Auf dem Weg zum Auto behalte ich die Umgebung im Auge. Auch wenn sich die Lage beruhigt hat, kann irgendwo noch ein Journalist auf uns lauern. Ich will nicht, dass Betty gefragt wird, wie sie ihre Chancen einschätzt und ob sie den Prozess als frauenfeindlich erlebt. Mit den Interviews der letzten Wochen hat sie sich selbst keinen Gefallen getan. Meinen Rat, sich zurückzuhalten und die öffentliche Aufregung nicht weiter zu befeuern, hat sie ignoriert. Wie im Grunde alle anderen Ratschläge auch. Manchmal bin ich nicht sicher, ob ich gegen die Staatsanwaltschaft kämpfe oder gegen meine Mandantin.

Den Park am Sievekingplatz haben wir schon halb durchquert, als ich eine Frau bemerke, die über den Rasen auf uns zuläuft. Sie trägt einen bunten Mantel und eine große Tasche über der Schulter. Ziemlich sicher Hörfunk, ein Kamerateam ist nicht in Sicht. Ich fasse Bettys Hand, und wir rennen los. Der schwarze Juristenkoffer schlägt mir schmerzhaft gegen das Bein.

Mein Auto steht am Heiligengeistfeld, wo drei Mal im Jahr der

Hamburger Dom stattfindet, ein Jahrmarkt mit vielen Fahrgeschäften und einem großen Riesenrad. Genau dort hat sich einer der wichtigsten Momente des Falls zugetragen. Ohne den Hamburger Dom wäre das alles nicht passiert. Betty und ich würden uns nicht kennen, und keiner von uns wäre heute hier.

Die Frau im bunten Mantel beschleunigt ihren Schritt und folgt uns. Schon aus der Distanz betätige ich die Zentralverriegelung, mein Wagen blinkt uns zu. Ich öffne die Beifahrertür, dränge Betty auf den Sitz, laufe zur Fahrerseite, springe hinters Steuer und starte, so schnell ich kann.

Ich frage Betty, wo sie hinwill, und sie will nach Hause. Den Weg zu ihrer Wohnung in Eppendorf kenne ich auswendig.

Freitagnachmittag, Berufsverkehr. Vor jeder Ampel gnadenloses Stop and Go. Das macht mich so wütend, dass ich beide Hände aufs Lenkrad schlage. Warum kann man in einer normalen Stadt nicht normal fahren? Warum muss immer alles stocken und hängen, warum wird man ständig bis an die Grenzen der Geduld auf die Probe gestellt?

Während ich abwechselnd Kupplung, Gas und Bremse betätige, wächst meine Wut. Nicht auf den Straßenverkehr, sondern auf Betty. Ich fange an zu schimpfen. Dass sie den Ernst der Lage nicht erkennt. Dass die Schwurgerichtskammer inzwischen völlig unberechenbar ist. Dass sich die ganze Sache zu einem Politikum ausgewachsen hat, bei dem andere Faktoren als Rechtsfragen eine Rolle spielen. Ich werde immer lauter.

Loverboy. Killerin. Mammutprozess. Klingt das gut für dich? Ja? Klingt das gut?

Betty beißt die Zähne zusammen und schweigt.

Ich werfe ihr vor, dass sie von Anfang an nicht kooperiert hat. Dass sie mir nicht vertraut. Dass wir uns den ganzen Schlamassel sparen könnten, wenn sie ehrlich zu mir wäre. Wenn sie mir endlich sagen würde, was sie weiß.

Betty schaut aus dem Fenster. Sechs Verhandlungstage haben sie gelehrt, Situationen an sich vorüberziehen zu lassen. Ich

schimpfe weiter, bis ich mir albern vorkomme. Danach fahren wir in Stille.

Als wir Eppendorf erreichen, geht es flüssiger voran. Ich lenke das Auto, ich achte auf rote Ampeln, ich schaue beim Abbiegen über die Schulter, um keinen Radfahrer umzunieten. Endlich halten wir vor Bettys Haus, zweite Reihe, die Warnblinkanlage wirft orangefarbenes Licht auf den feuchten Asphalt. Meine Wut ist in sich zusammengefallen wie ein Kartenhaus. Jetzt kommt mir alles sinnlos vor, sogar, sich über die Sinnlosigkeit aufzuregen. Die Erschöpfung sitzt in allen Gliedern, auf den Augenlidern, selbst im Mund. Betty legt mir eine Hand auf den Arm, der ganz hart ist, weil ich das Lenkrad so fest umklammere.

Sie sagt, dass ihr das alles so leidtut.

Als ob sie sich bei mir entschuldigen müsste. Ich bin ihr Anwalt. Sie bezahlt mich für meine Arbeit.

Betty steigt nicht aus, und ich will auch nicht, dass sie geht.

Hast du eine Zigarette, fragt sie.

Auf der Rückbank steht mein Juristenkoffer zwischen zerknüllten Taschentüchern, leeren Saftflaschen und Schokoriegel-Folien der Kinder. Ich besitze den Koffer seit zwanzig Jahren. Meine Eltern haben ihn mir zu Beginn des Studiums geschenkt. Er hat die perfekte Größe, um Gesetzbücher zu verstauen, und ist aus Qualitätsleder, sehr edel, sehr erwachsen. Damals wusste ich nicht, ob ich mir etwas auf ihn einbilden oder mich für ihn schämen sollte. Inzwischen gehört der Koffer zu mir wie die weißen Sneaker, die ich zu jedem Anlass trage. Unter Gesetzen, Handakten, Tablet und einem Ledermäppchen mit Stiften liegt irgendwo ein uraltes Päckchen Zigaretten, das ich nicht wegwerfe, weil es mich daran erinnert, wie leicht mir das Nichtrauchen inzwischen fällt. Nach dem Zweiten Staatsexamen, für das ich ein Jahr lang buchstäblich Tag und Nacht gelernt habe, schwor ich mir, nie wieder in eine Situation zu geraten, in der ich Zigaretten brauche.

Ich will nicht lügen und tue so, als hätte ich Bettys Frage nicht gehört. Nach einer Weile sagt sie: Okay, öffnet die Beifahrer-

tür und steigt aus. Sie beugt sich noch einmal zu mir herein und sagt: Tschüs, Mark. Danke für alles.

Dann schlägt sie die Tür zu. Ich fahre nicht los. Ich beobachte, wie sie zum Eingang geht. Es ist ein schickes Haus in einem schicken Stadtteil. Gründerzeit, helle Stuckfassade, behutsam saniert, mit der Eleganz des Alters und allem zeitgenössischen Komfort. Die Fenster im ersten Stock gehören zu Bettys Wohnung. Viele Stunden habe ich dort am Küchentisch gesessen, während Betty mir von Fero erzählte. Mit allen Details, außer jenen, die für den Prozess relevant wären.

Seit wir sie aus der Untersuchungshaft freibekommen haben, verbringt Betty fast ihre gesamte Zeit da oben. Selbst Einkäufe oder Arztbesuche müsste der Haftrichter genehmigen. Ich habe keine Ahnung, was sie die ganze Zeit macht. Der *Lysander*-Verlag hat sie von ihrem Posten suspendiert, Patrick und Yven sind vor ein paar Wochen ausgezogen. Keine Männerturnschuhe mehr im Flur. Keine Outdoorjacken an der Garderobe, und auch der Motorradhelm am Knopf der Heizung fehlt. Als die beiden noch da waren, beschwerte sich Betty manchmal darüber, dass sich Mann und Sohn von ihr bemuttern lassen. Obwohl Yven volljährig ist und obwohl Betty viel mehr Geld verdient als Patrick mit seinem Lehrergehalt. Keiner macht die Lichter aus, keiner räumt sein Zeug weg. Ich glaube, Betty hat es genossen, sich über Mann und Sohn zu ärgern. Seit sie allein lebt, wirkt sie geschrumpft. Als hätten Patrick und Yven einen Teil von ihr mitgenommen. Oder vielleicht ist es der elende Prozess, der sie auffrisst, Stück für Stück.

Als sie im Haus verschwunden ist, löse ich den Gurt und lehne mich zur Beifahrerseite hinüber, um einen besseren Blick auf das Haus zu haben. Es dauert nicht lang, bis in der Wohnung das Licht angeht. Erst ein schwacher Schein, der vom Flur zu den Wohnzimmerfenstern dringt. Der Schein erlischt, und fast im selben Augenblick springen die Lampen in der Küche an. Zwei gelbe Vierecke an diesem düsteren Nachmittag.

Ich warte. Kein weiteres Zimmer. Sie kommt auch nicht ans Fenster, um auf die Straße zu schauen. Vielleicht hat sie sich ein Glas Weißwein eingeschenkt und sitzt am Tisch. Ohne zu lesen. Ohne irgendetwas zu tun.

Ich winde mich im Sitz, bis ich die Rückbank erreiche, ziehe den Juristenkoffer zu mir heran und krame darin herum, bis ich das halbvolle Zigarettensäckchen gefunden habe. Ein Feuerzeug steckt darin. Die Zigaretten sind bröselig. Ich lasse das Fenster herunter und zünde mir eine an.

TEIL I

Eigentlich ist man mit Anfang vierzig noch zu jung für solche Sätze, aber ich kann es nicht anders ausdrücken: Die Kanzlei *Steinert, Bossmann & Finning* ist mein Lebenswerk. Kurz nachdem ich mit dem Referendariat fertig war, ist mein Vater gestorben, viel zu früh, was mir weniger ausmachte, als ich erwartet hätte. Mit dem Geld, das er mir hinterließ, mietete ich eine Etage in einem abgerockten Mehrfamilienhaus im Schanzenviertel, kaufte ein paar Möbel und bunte Kelim-Teppiche auf dem Trödelmarkt sowie Computer und hochwertige Aktschränke im Fachhandel. Danach fragte ich Sara und Anton, ob sie mit einsteigen wollten. Im Gegensatz zu mir hatten die beiden ausgezeichnete Examensnoten und wären für den Staatsdienst qualifiziert gewesen. Sie hatten trotzdem Lust auf das Wagnis einer eigenen Kanzlei.

Seitdem hat sich eine Menge verändert. Das ehemals alternative Viertel ist zu einer Lifestyle-Umgebung für wohlhabende Kleinfamilien geworden. Hippe Boutiquen, Bioläden, bepflanzte Baumscheiben. Auch unser Gebäude sieht nicht mehr aus, als würden Hausbesetzer darin leben. Alles perfekt saniert und geschmackvoll gestrichen. In der Nachbarschaft befinden sich Barista-Cafés und teure Kosmetikstudios. Sogar ein Messingschild haben wir an der Eingangstür.

Wieder halte ich mit Warnblinklicht auf der Straße. Ich will nicht lang bleiben. Auf der Treppe nehme ich zwei Stufen auf einmal, beim Öffnen der Tür versuche ich, kein Geräusch zu verursachen. Ich fühle mich wie ein Schüler, dessen Eltern nicht merken sollen, dass er zu spät nach Hause kommt. Ich will in

mein Büro schleichen, die Akten und Leitz-Ordner packen und verschwinden, bevor Sara oder Anton mich bemerken. Ich habe keine Lust zu reden. Ich muss in Ruhe nachdenken. Nach der Wendung am heutigen Verhandlungstag müssen wir von vorn anfangen. Seit heute hat Staatsanwalt Ringlow eine schlüssige Erzählung, die geeignet sein könnte, die Richterinnen und Schöffen der Großen Strafkammer zu überzeugen. Ich kann den Fall nicht mehr als fadenscheinigen Medienprozess betrachten, der ohnehin in einem Freispruch aus Mangel an Beweisen enden wird. Die Schlinge um Bettys Hals zieht sich langsam zu.

Leise schließe ich die Tür, vorsichtig setze ich die Füße auf die alten Dielen. Aber das hätte ich mir sparen können. Bei unserem Anwaltsgehilfen Henry steht die Tür offen, obwohl ich ihm schon tausend Mal gesagt habe, dass er sie schließen soll. Von seinem Schreibtisch aus hat er einen hervorragenden Blick auf den Eingangsbereich. Er sieht mir schon entgegen, aus seinen großen Augen, die ihn stets ein bisschen entsetzt wirken lassen. Hey, Mark. Schön, dich mal wieder zu sehen.

Eine Sekunde später steht Sara vor mir. Sie ist eine dieser Frauen, die immer aussehen wie frisch geduscht. Sie trägt keinen Schmuck und würde sich niemals die Haare färben lassen. Alles an ihr ist natürlich und rein. Zu jeder Jahreszeit kleidet sie sich in gestreifte Hemdblusen, beigefarbene Röcke und hohe Stiefel. Schwitzen oder Frieren liegen unter ihrer Würde.

Anton kommt dazu, wir stehen zu dritt im Flur. Die einfühlsamen Mienen sind kaum zu ertragen. Gepresst sage ich:

Dann gehen wir eben kurz in den Besprechungsraum.

Henry springt auf und fragt, ob wir Tee wollen, ich sage, dass ich nicht lange bleibe, woraufhin er in die Teeküche läuft, um Wasser aufzusetzen. Nie tut er, was man ihm sagt, und ist trotzdem der beste Anwaltsgehilfe der Welt.

Anton rückt Sara den Stuhl zurecht, bevor er sich setzt. Äußerlich betrachtet ist er ihr Gegenteil: seit der Pubertät picklig, leicht übergewichtig und immer etwas verschwitzt, weshalb er

es nie sinnvoll fand, sich andere als berufliche Ziele zu setzen. Kennengelernt haben wir uns zu Beginn des Studiums. Wir gehörten zu den Strebern, die ihre Nachmittage in der Bibliothek verbrachten, statt auf der Wiese zu liegen. Ich, weil ich es nötig hatte, die anderen beiden, weil sie richtig gut werden wollten. Wir gründeten eine Lerngruppe, obwohl wir nicht zusammenpassten und uns nicht einmal mochten. Was uns einte, war die Tatsache, dass uns die anderen Studierenden noch weniger leiden konnten. Ich ging damals regelmäßig zum Thaiboxen und konnte auf dem Skateboard das Geländer am Eingang der Fakultät herunterrutschen, womit man unter Juristen keine Pluspunkte sammelt. Die anderen beiden fand ich uncool, bis ich verstand, dass sich hinter Saras engelsgleicher Erscheinung eine knallharte Denkerin und hinter Antons pickliger Visage ein herzensguter Mensch verbirgt, der für Gerechtigkeit kämpfen will. Anders als ich, der eigentlich immer nur vorhatte, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und sich dabei so wenig wie möglich zu langweilen.

Gemeinsam haben sie mich durch die Prüfungen gezogen wie ein Schleppkahn – und sich nie darüber beschwert. Die ganze Fakultät glaubte, dass ich eines Tages mit Sara zusammenkommen würde. Niemand begriff, dass Sara nicht auf Skateboards steht, sondern auf Typen, die aus dem Kopf wissen, in welchem der 2385 Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Nacherbenvollstreckung geregelt ist. Heute sind Sara und Anton glücklich verheiratet und haben Zwillinge, die ein paar Jahre älter als meine Kinder und damit schon fast erwachsen sind.

Während wir am Besprechungstisch sitzen und auf Henrys Tee warten, entspanne ich mich ein wenig. Trotz allem übt die Atmosphäre in der Kanzlei eine beruhigende Wirkung auf mich aus. Die Regale hat ein befreundeter Schreiner gebaut, ebenso den Tisch, dessen Holzplatte sich wie die Haut eines freundlichen Tiers anfühlt. Von Anfang an standen diese Räume unter einem glücklichen Stern. Obwohl wir als Wald-und-Wiesen-

Kanzlei mit Verkehrsdelikten, Beleidigungen und Familienstreitigkeiten begonnen hatten, häuften sich mit der Zeit Mandate aus der Kunst- und Kulturszene. Die Adresse im Schanzenviertel, die Kelim-Teppiche und das zusammengewürfelte Mobiliar erwiesen sich als Glücksfall. Bei uns sah es nicht aus wie in einer typischen Anwaltskanzlei, sondern eher wie in einem Plattenstudio, einem extravaganten Klamottenladen oder einem Literaturverlag. In den ersten Jahren fuhr ich mit dem Skateboard zur Arbeit, bevor ich mit Laura und den Kindern an den Stadtrand zog. Anzüge trug ich nur im äußersten Notfall. Das alles und die Tatsache, dass bei *Steinert, Bossmann & Finning* am Fenster geraucht werden durfte, flößte den Mandanten aus der Kulturbranche Vertrauen ein, und Vertrauen ist das Fundament einer guten Rechtsvertretung. Ob Schauspieler oder Schriftstellerinnen, Musikerinnen oder Regisseure, ganz egal, wie sensibel, exaltiert, nervös oder selbstherrlich die Ratsuchenden sind – ich finde die richtige Ansprache, das geeignete Setting und den passenden Ton. Das ist mein Terrain. Während Sara und Anton als juristische Superhirne die Feinheiten des jeweiligen Falls analysieren, baue ich Vertrauen auf. Ich gehe mit Mandanten in Techno-Clubs oder fahre mit ihnen übers Wochenende in die Berge, um an Informationen heranzukommen. Außerdem bin ich ziemlich gut vor Gericht, die meisten Richter und Richterinnen mögen mich, weil ich darauf verzichte, eine Show abzuziehen. Ich bin kein Verteidiger, der sich im Sitzungssaal produziert, um dem Mandanten zu beweisen, was für ein scharfer Hund er ist. Schließlich sind wir nicht in Amerika. Unser Rechtssystem ist nüchtern und kleinteilig. Kein Ort für großes Kino. Die besten Ergebnisse lassen sich erzielen, wenn man sachlich bleibt. Mein Auftreten ist locker, aber korrekt. Ich weiß, wann ich liefern und wann ich mich zurückhalten muss. Außerdem bin ich immer perfekt vorbereitet, was Sara und Anton zu verdanken ist.

Inzwischen hat sich *Steinert, Bossmann & Finning* einen Namen

gemacht. Wir sind eine feste Größe, man empfiehlt uns weiter. Wir vertreten Schauspielerinnen, die ihre Regisseure wegen sexueller Belästigung anzeigen. Regisseure, die sich zum Gaza-Krieg äußern und danach keine Jobs mehr bekommen. Autoren, die ihre Ideen angeblich von anderen Autoren gestohlen haben. Wir helfen Musikern, die Kritiker beleidigen, und Journalistinnen, die Morddrohungen erhalten. In den letzten Jahren wurden unsere Mandanten immer prominenter und die Honorare höher. Wir haben trotzdem beschlossen, nicht zu expandieren, sondern eine kleine, exklusive Kultur- und Medienkanzlei zu bleiben. Es ist kein Wunder, dass eine Frau wie Betty bei uns gelandet ist. Trotzdem ist sie etwas Besonderes. Nicht nur als Mensch, sondern auch als Fall. Bislang lagen die Strafordrohungen in unseren Verfahren selten über zwei Jahren. Mit anderen Worten: Wir hatten noch nie einen Mord.

Und Bettys Fall ist groß. Nicht so groß wie Kachelmann oder Pelicot, aber mit Abstand der größte, den wir jemals hatten. Seit dem ersten Verhandlungstag ist die Lage immer komplizierter geworden. Vielleicht wird der Fall in die Rechtsgeschichte eingehen, vielleicht werden sich Jurastudierende damit beschäftigen. Ein Sieg würde der Kanzlei unglaubliches Renommee bringen und uns mehr hochkarätige Mandanten beschern, als wir bis ans Ende unserer Tage vertreten können. Ein Scheitern wäre – die Möglichkeit eines Scheiterns habe ich bislang nicht in Erwägung gezogen. Bis heute. Wir dachten, dass die Sache sicher ist. Trotz der Schwierigkeiten mit Betty, die anders tickt als alle bisherigen Mandanten. Wir haben Staatsanwalt Ringlow unterschätzt, weil er relativ jung und unerfahren ist und weil seine Augenlider häufig zucken wie bei Scrat, dem Eichhörnchen aus *Ice Age*, wenn es seine Nuss umklammert. Wir dachten, dass sich Ringlow in Bettys Fall verrannt hat und dass uns der Freispruch wie eine reife Pflaume in den Schoß fallen würde.

Jetzt sitzen wir da und warten auf Tee. Sara hat ihr Smartphone in der Hand und liest vom Display ab.

Dramatische Wende im Fall Bethany Hell

Der Mammutprozess nimmt Fahrt auf

Am liebsten würde ich mir die Ohren zuhalten. Ich weiß, was die Nachrichtenportale schreiben. Während ich mit Betty am Fenster im ersten Stock des Landgerichts stand und darauf wartete, dass unsere Verfolger endlich die Geduld verlieren würden, spülte Google Alerts unablässig neue Schlagzeilen auf mein Telefon.

Blut am Tatort: Was geschah mit Fero L.?

Die Killerin schweigt

Verteidiger überrumpelt: Was ist Ihre Strategie, Dr. Steinert?

Dr. Steinert, das bin ich.

Ich murmele etwas von Clickbaiting und dass die Presse übertreibt. Anton und Sara nicken skeptisch. Ich weiß, dass sie sich Sorgen machen. Um mich. Genauer gesagt um die Frage, ob ich noch weiß, was ich tue. In den letzten Wochen haben wir immer weniger über den Prozess gesprochen. Ich bin ihnen aus dem Weg gegangen, habe mir angewöhnt, zu Hause zu arbeiten und nur noch sporadisch auf E-Mails oder WhatsApp-Nachrichten zu reagieren. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Ich wollte nicht gefragt werden, wie es läuft. Ich wollte mir nicht eingestehen, dass ich meine Mandantin nicht im Griff habe. Ausgerechnet im wichtigsten Fall unserer Laufbahn gelingt es mir nicht, das nötige Vertrauen zu erringen. Betty hat mir eine Menge erzählt, aber nicht, was wirklich vorgefallen ist. Auf der anderen Seite schienen die Beweise der Staatsanwaltschaft ohnehin nicht für eine Verurteilung wegen Mordes zu reichen. Aber jetzt sind plötzlich neue Beweise da. Zum Beispiel eine Menge Blut in einem Ferienhaus, das Betty gehört und das außer ihr und Fero in den letzten Monaten niemand betreten hat.

Und das Blut stammt gesichert von Fero Lebed?, fragt Anton. Von wem denn sonst?, schnauze ich und entschuldige mich sofort.

Lass uns das in Ruhe durchgehen, schlägt Sara vor. Staatsan-

walt Ringlow hat den Bogen überspannt. Ohne Vorwarnung neue Beweise aus dem Hut zaubern und Informationen an die Presse durchstechen – das geht gar nicht. Wir müssen zum Gegenangriff übergehen. Dienstaufsichtsbeschwerde, Strafantrag wegen Rechtsbeugung. Vielleicht sogar wegen Verfolgung Unschuldiger. Wir könnten ...

Müssen wir das jetzt besprechen?, frage ich gereizt. Ich habe eine zehntägige Unterbrechung beantragt und bekommen. Das gibt uns Zeit.

Ich bin viel zu nervös. Als Henry mit dem Tee hereinkommt, stehe ich einfach auf. Ich laufe in mein Büro, türme die Akten auf einen bedenklich hohen Stapel und klemme mir noch zwei Leitz-Ordner unter den Arm. Lieber falle ich die Treppe hinunter, als den Weg ein zweites Mal zu gehen. Als ich meine Last über den Flur balanciere, sehe ich Sara und Anton mit ihren Teetassen im Besprechungsraum sitzen. Schweigend.

Wieder quäle ich mich durch den Freitagabendverkehr, um endlich nach Hause zu kommen. Währenddessen denke ich an den Tag, als Betty zum ersten Mal in die Kanzlei gekommen ist. Ziemlich genau drei Monate ist das her, ein Montagvormittag Ende August. Alles war anders als heute. Statt nebliger Kälte herrschte draußen ein Übermaß an gleißendem Licht. Dreißig Grad, grelle Sonne, ein Himmel wie aus blauem Plastik. Die Fenster meines Büros standen offen, die cremeweißen Vorhänge waren gezogen, um die Sonne abzuschirmen. Von der Straße drangen spätsommerliche Geräusche herein, Musik aus vorbeifahrenden Autos, das Schlappen von Flipflops, ein Lachen, ein Schlüssel, der klirrend zu Boden fiel. Alles etwas zu deutlich wie im Soundtrack eines Films. Die Hitze schärfte die Konturen und dehnte die Zeit. Ich war gerade erst aus dem Jahresurlaub zurück, drei Wochen Lanzarote mit Laura und den Kindern. Weiße Städte, steinige Strände, türkisfarbenes Wasser. Jeden Abend Meeresfrüchte und einen Liter Weißwein, der auf der Insel angebaut wird und in

dem man die herbe Schönheit der Landschaft schmeckt. Zum ersten Mal haben mich Mimi und Jojo zum Surfen begleitet, und ich war stolz darauf, wie lange sie durchhielten, wie tapfer sie auf ihren Brettern lagen und mit schmalen Armen gegen die Strömung kämpften. Ich spürte die Liebe zu meinen Kindern, ich spürte die Übereinstimmung mit Laura, ich spürte, dass wir uns alle am richtigen Ort befanden.

Als Sara mich um einen Zoom-Call bat, war mir klar, dass etwas Wichtiges anliegen musste, sonst hätte sie mich niemals im Urlaub gestört. Zur verabredeten Zeit verließ ich das Wasser, warf das Surfbrett auf den Strand, verzichtete darauf, mich anzuziehen oder auch nur abzutrocknen, und setzte mich mit dem Smartphone in den Schatten einer Palme. Während Saras und Antons Gesichter auf dem Display unentwegt sprachen, nickte ich in regelmäßigen Abständen und schaute zwischendurch aufs Meer.

June May hatte sich gemeldet, auflagenstärkste Schriftstellerin des Landes und Stammkundin der Kanzlei. June ist reich, kompromisslos und oft genug in Schwierigkeiten, um eine lukrative Mandantin zu sein. Seit ich sie vor ein paar Jahren erfolgreich in einer Angelegenheit vertreten habe, in der ein Berliner Nachtclub, ein Callgirl und ein paar Tütchen MDMA eine Rolle spielten, hält sie *Steinert, Bossmann & Finning* für ein Sondereinsatzkommando, das jedes Problem juristisch lösen kann. Dieses Mal ging es allerdings nicht um sie persönlich, sondern um Bethany Hell, Chefin des *Lysander*-Verlags, bei dem June ihre Romane veröffentlicht. Sie betrachtet Bethany Hell nicht nur als Verlegerin, sondern auch als Freundin. Jetzt saß Frau Hell aus unerfindlichen Gründen seit mehreren Wochen in Untersuchungshaft, erst in Wien, dann in Hamburg, wovon June soeben erfahren hatte und was in ihren Augen nichts anderes sein konnte als ein kolossales Missverständnis. Wir sollten Betty da rausholen und sämtliche Vorwürfe aus der Welt räumen, zack-zack, Rechnung an sie und bitte schön mit Erfolgsgarantie.

Ich fragte, worauf der Haftbefehl laute.

Sara sagte: Mord.

O-ha, sagte ich und schaute aufs Meer.

Anton und Sara redeten noch eine Weile darüber, dass wir noch nie einen Mordfall vertreten hätten und dass wir sorgfältig überlegen müssten, ob wir der Sache gewachsen wären.

Ich sagte, dass es erst einmal darum gehe, Frau Hell so schnell wie möglich aus dem Gefängnis zu holen. Alles Weitere könnten wir nach meiner Rückkehr entscheiden. Gegebenenfalls würden wir Frau Hell an eine passendere Kanzlei vermitteln.

Wir verabschiedeten uns, Sara und Anton wünschten mir noch einen schönen Urlaub. Ich blieb eine Weile unter der Palme sitzen, bewegte die Zehen, atmete den Geruch von heißen Steinen und Salzwasser ein. Meine Schwimmshorts waren während des Calls fast getrocknet. Ich machte ein Foto von meinem braun gebrannten Bizeps, schrieb: »Wir schaffen das!« dazu und schickte das Ganze an June May, die kruden Humor zu schätzen weiß. Anschließend rannte ich mit meinem Board zurück in die Brandung.

Ich kann nicht behaupten, dass ich während des restlichen Urlaubs viel an Bettys Fall gedacht hätte. Dafür ging es uns einfach zu gut. Laura fand Yoga-Freundinnen im Resort, für Jojo und Mimi kaufte ich ein gelbes Schlauchboot, mit dem sie durch die Bucht paddeln konnten, ich ging seit Ewigkeiten mal wieder zum Boxen und schlug leidenschaftlich auf den Sandsack ein. Abends saß ich mit Laura auf der Terrasse oder ging mit ihr am nächtlichen Strand spazieren, während die Kinder schliefen. Wir hatten fast jeden Tag Sex, einmal sogar in den Klippen, und auf dem Rückflug fanden wir alle, dass es der schönste Urlaub unseres Lebens war.

Am Wochenende informierte mich eine WhatsApp-Nachricht von Sara darüber, dass Bethany Hell aus der Untersuchungshaft entlassen worden war und gleich am Montag zum Erstgespräch in die Kanzlei kommen würde.

Ich sehe noch vor mir, wie ich am ersten Arbeitstag nach dem Urlaub am Schreibtisch sitze, durch die von Sara angelegte Akte blättere und mir einbilde, das Salz des Atlantiks noch immer auf den Lippen zu schmecken. Festnahme- und Vernehmungsprotokolle. Entscheidungen der österreichischen und deutschen Ermittlungsrichter. Europäischer Haftbefehl, Auslieferung nach Deutschland. Antrag auf Haftverschonung, Ablehnung, Beschwerde, weitere Beschwerde. Die Akte zeigt, wie hart Sara und Anton gekämpft haben. Bei Mordverdacht ist es fast unmöglich, einen Beschuldigten aus der Untersuchungshaft herauszuholen. Aber meine Partner sind hartnäckig geblieben und haben am Ende bekommen, was sie wollten. Das macht mich stolz. Ich fühle mich erholt und stark und habe Lust auf den neuen Fall. Zumal noch eine handschriftliche Notiz von Sara in der Akte liegt, die mich förmlich elektrisiert. Sara schreibt von ihrem Besuch im Untersuchungsgefängnis und betont, dass sich Bethany Hell geweigert hat, mit ihr über den Fall zu sprechen. Die perfekte Herausforderung für meine Superkraft. Eine Frau aus den besten Kreisen der Gesellschaft, stolz, verletzlich, leicht zu kompromittieren. Eine Mordanklage, die das Potenzial hat, ihr ganzes Leben zu zerstören. Verzweifelttes Schweigen. Eigentlich wollen wir erst nach dem Treffen mit Frau Hell entscheiden, ob wir das Mandat behalten oder abgeben. Aber im Grunde weiß ich längst, was ich will. Ich will diesen Fall.

Henry klopft und öffnet im selben Augenblick die Tür, obwohl ich ihm schon tausend Mal gesagt habe, dass er auf mein »Herein« warten soll. Er tritt zur Seite, vollführt eine Armbewegung und herein kommt: Bethany Hell.

Sie ist viel kleiner, als ich dachte. Diese Frau hat in allen großen Talkshows gesessen, ist Trägerin des Bundesverdienstkreuzes und wahrscheinlich per Du mit mehreren Ministern. Als erste weibliche Chefin leitet sie das Verlagshaus *Lysander*, eine renommierte Adresse für Hochliteratur mit hundert Jahren Tra-

dition. Jetzt kommt sie auf mich zu, live und in Farbe, während ich mich eilig erhebe. Streckt mir die Hand entgegen. Nennt ihren Namen. Ohne Vornamen oder Frau. Einfach nur: Hell. Ihr Händedruck ist fest wie der eines Mannes. Nichts anderes habe ich erwartet.

Abwartend bleibt sie vor mir stehen und schaut mich an, als hätte ich ein Anliegen und nicht umgekehrt. Sie sieht nicht aus wie jemand, der sechsendvierzig Tage in Untersuchungshaft verbracht hat. Sie wirkt irgendwie – unversehrt. Unter den weiten Schlägen ihrer Jeans sehen die Spitzen von giftgrünen Pumps hervor. Die Hose hängt tief auf den Hüften, gehalten von einem braunen Ledergürtel mit großer Schnalle. Dazu trägt sie ein schwarzes Top, in dessen V-Ausschnitt eine Kette aus grünen Holzperlen ruht. Ihr dunkles Haar ist zum Pferdeschwanz gebunden, auf eine bewusst lässige Art, die behauptet, beides gleichzeitig zu können: Wildheit und Kontrolle.

Ich bitte sie, Platz zu nehmen, weise auf den Patchwork-Sessel neben dem offenen Fenster, aber sie wählt einen Stuhl im Bauhausdesign, schwarzes Leder und Stahlrohre. Bestimmt ist ihr der Patchwork-Sessel zu bunt und zu tief. Auf dem Bauhausstuhl sitzt sie ein paar Zentimeter höher als ich. Henry bringt Kaffee und Wasser.

Wir machen Smalltalk, die Hitze, die Schulferien, die Schönheit Lanzarotes. Ihr Sohn Yven ist auch gerade am Meer, er hat das Abitur hinter sich gebracht und fährt mit Freunden durch Italien. Um ihm den Urlaub nicht zu verderben, hat sie ihm nichts von ihren aktuellen Scherereien erzählt.

Ich muss lächeln. »Scherereien« ist ein schönes Wort. Ich habe es lange nicht gehört.

Aus der Akte weiß ich, dass Bethany Hell Mitte fünfzig ist. Ihr Gesicht ist glatt, die Nase ein wenig zu groß, und wenn sie die Brauen zusammenzieht, sieht man, dass sie zu Zornesfalten neigt. Mir fällt auf, dass die Haut an ihren Ellenbogen runzlig wirkt. Ansonsten hat sie sich wie die meisten erfolgreichen

Frauen in eine Alterslosigkeit hinein perfektioniert, von der ich nie weiß, ob ich sie hot oder gruselig finde.

Der Smalltalk kommt zum Erliegen, und ich sage das, was ich immer sage: Also, wie kann ich Ihnen helfen?

Frau Hell verzieht angewidert das Gesicht und schaut über meinen Kopf hinweg, als säße an der Decke meines Büros ein hässliches Insekt. Offensichtlich hat sie keine Lust, über die Sache zu reden.

In einem Punkt sind Anwälte wie Ärzte – man kommt nur zu ihnen, wenn etwas schiefgegangen ist. Fast immer handelt es sich um peinliche Angelegenheiten. Manche Mandanten sprudeln wie Wasserfälle und versuchen, alles Unangenehme im Wortschwall zu ertränken. Andere brauchen eine Menge Zuspriech, bevor sie die Zähne auseinanderkriegen. Bei Bethany Hell rät mir der Instinkt, keinen Druck zu machen. Sie ist gewiss kein Mensch, der sich gern sagen lässt, was er tun soll. Und ich kann warten.

Tatsächlich beginnt sie nach einer Weile von selbst zu sprechen. Wenigstens ein paar Sätze. Am Samstag, den 5. Juli 2025 ist sie im Mietwagen von Hamburg nach Wien gefahren. Dort hat sie übernachtet. Am nächsten Morgen ging es weiter Richtung Ungarn. Am Grenzübergang Schattendorf wurde sie aufgegriffen. Von der österreichischen Polizei.

Das war's erst mal. Frau Hell schweigt.

Ich frage, wo sie hinwollte.

Sie sagt, dass das nichts zur Sache tut.

Natürlich kenne ich diese Fakten bereits aus der Akte. Auch die Geographie habe ich mir angeschaut. Der Weg über den Grenzübergang Schattendorf führt auf ungarischer Seite nach Sopron, eine kleine, bildschöne Stadt, die anscheinend viel zu bieten hat. Einen unzerstörten Innenstadtkern mit bunten Fassaden, engen Gassen, Kirchen und Stadtpalästen. Türme, auf die man steigen kann. Reste einer römischen Stadtmauer. Schloss, Theater, Konzertsaal. Außen herum Wälder, Wanderwege, herrliche Natur.

Perfektes Ziel für einen Kurzurlaub. Man bekommt geradezu Lust, einmal dorthin zu fahren. So wie Bethany Hell am 6. Juli. Allerdings gäbe es einen deutlich schnelleren Weg nach Sopron, nämlich über die Ostautobahn und einen Grenzübergang mit dem merkwürdigen Namen »Neue Teilung«, an dem sich eine große Zollstation befindet. Frau Hell hat sich lieber über bucklige Landstraßen und durch enge Dörfer gequält, um schließlich in einem Kaff namens Schattendorf der österreichischen Polizei in die Hände zu fallen. Ziemlich sicher war sie nicht aus touristischen Gründen unterwegs. Zumal sie eine Handfeuerwaffe vom Typ Glock 17 im Gepäck hatte, für die sie keinen Waffenschein besitzt. Sowie hundertfünfundzwanzigtausend Euro in gebündelten Fünfigern, die sich im Lauf desselben Tages als Falschgeld erwiesen.

Ich frage Betty danach, und sie bestreitet es nicht. Sie bestreitet gar nichts. Sie erklärt mir nur nicht, warum sie mit einem Mietwagen, einer Knarre und Falschgeld über die ungarische Grenze wollte.

Während sie ihren Kaffee trinkt und mich wieder abwartend ansieht, überlege ich, wie ich weitermachen soll. Der erste österreichische Haftbefehl basierte auf dringendem Tatverdacht wegen unerlaubten Waffenbesitzes und Sich-Verschaffen von Falschgeld. Nicht schön, aber auch nichts Schwerwiegendes. Kein Grund, eine Frau wie Bethany Hell wochenlang in Gewahrsam zu halten. Offensichtlich hat der Verfahrenshelfer, der ihr von Amts wegen zur Seite gestellt wurde, überhaupt nichts kapiert. Ein einigermaßen kompetenter Jurist hätte sofort erkennen müssen, dass da im Hintergrund etwas anderes lief.

Am 26. Juli platzte die Bombe, nicht in Österreich, sondern in Deutschland. Das *Hamburger Abendblatt* titelte in der Wochenendausgabe:

Blut an der Waffe! Lysander-Verlegerin in Untersuchungshaft
Zu diesem Zeitpunkt wurde bereits eine Weile wegen Mordverdachts ermittelt. Die Auslieferung war schon beantragt worden.

An der Waffe, die Betty bei sich führte, klebte das Blut eines jungen Mannes, der einige Tage zuvor als vermisst gemeldet worden war. Davor hatte er ein halbes Jahr für *Lysander* gearbeitet. Fero Lebed.

Ich entscheide mich für einen Strategiewechsel, wage die Flucht nach vorn und frage, was es mit dem Verschwinden von Fero Lebed auf sich hat.

Aufbrausend fragt Frau Hell, woher sie das wissen soll. Sie hat keine Ahnung, wo Fero ist. Ganz sicher hat sie ihn nicht umgebracht. Die ganze Geschichte ist vollkommen absurd. Sie versteht nicht, was der durchgedrehte Staatsanwalt von ihr will.

Betont sachlich frage ich, wie das Blut von Herrn Lebed ihrer Meinung nach an die Waffe gekommen sein könnte, die sich in ihrem Auto befand.

Frau Hell sagt, dass sie nicht darüber reden will.

Was mich nicht schreckt. Beim ersten Kennenlernen geht es darum, den Grundstein für eine gute Mandantenbeziehung zu legen. Warum sollte mir jemand seine Geschichte erzählen, bevor er weiß, dass er sich hundertprozentig auf mich verlassen kann? Vertrauen braucht Zeit. Wer am Anfang ruhig bleibt, bekommt am Ende schneller, was er will.

Ich beschließe, für heute keine weiteren Fragen zu stellen. Stattdessen erkläre ich, dass die Staatsanwaltschaft aus meiner Sicht nicht viel in der Hand hat. Es gibt keine Leiche. Und Mord ohne Leiche ist in juristischer Hinsicht ein kompliziertes Geschäft. Dass die Staatsanwaltschaft trotzdem einen solchen Dienstleister an den Tag legt, hat höchstwahrscheinlich mit der Prominenz der Beschuldigten zu tun. Vor dem Gesetz sind alle gleich, aber manche ein bisschen gleicher als andere. Unsere Kanzlei vertritt genug erfolgreiche Künstlerinnen, um aus Erfahrung zu wissen, dass Berühmtheit vor Gericht kein Vorteil ist. Entweder versucht die Staatsanwaltschaft, dem Eindruck zuvorzukommen, sie könnte die oberen Zehntausend bevorzugt behandeln. Oder sie will sich einen wertvollen Skalp an den Gürtel heften.

In der Akte befindet sich eine weitere von Saras handschriftlichen Notizen, die sich auf Staatsanwalt Ringlow bezieht. Ringlow ist Mitte dreißig und gilt als ehrgeiziger Emporkömmling, der im Eiltempo auf der Karriereleiter nach oben will. Beide Examina in Heidelberg, beide mit zweistelligen Ergebnissen. Am Ende des kurzen Steckbriefs steht eine Zehn. Erst hielt ich die Zahl für Ringlows Examensnote. Aber es ist Saras Einstufung der Angelegenheit auf unserer internen Skala des Skandalpotenzials. Die meisten liegen in etwa bei fünf. Nach Saras Meinung ist dieser Fall eine zehn von zehn. Was ich für ziemlich übertrieben halte.

Frau Hell rührt unkonzentriert in ihrer Tasse, während ich dazu übergehe, die Bedeutung des anwaltlichen Vertrauensverhältnisses zu erläutern. Je mehr ich von einer Mandantin weiß, desto besser kann ich sie verteidigen. Anwaltsgeheimnis, Schweigepflicht, Diskretion und Professionalität. Alles, was sie mir erzählt, wird strikt unter uns bleiben. Ich kann zusichern, die Informationen nicht einmal mit meinen Kanzleipartnern zu teilen. Wenn sie das wünscht.

Ganz leicht verzieht Bethany Hell den Mund. Milder Spott. Was sie am meisten wünscht, ist, dass ich aufhöre, ihr die Welt zu erklären.

Ich sage, dass sie nach Hause gehen und sich das Ganze in Ruhe überlegen soll. Währenddessen werde ich mich mit meinen Partnern besprechen. Das Wichtigste ist erst einmal, vollständige Einsicht in die Akten der Staatsanwaltschaft zu erhalten. Damit wir beurteilen können, was wirklich gegen sie vorliegt.

Ich bringe Frau Hell zur Tür, wir geben uns noch einmal die Hand, sie drückt wieder kräftig zu. Zum Abschied sage ich, dass sie sich nicht zu viele Sorgen machen soll. Die Sache wirkt wie das Gesellenstück eines übereifrigen Jungspunds. Gewiss wird keine Anklage wegen Mordes erhoben werden, und wenn doch, wird das Gericht die Eröffnung des Verfahrens ablehnen. Die Richter der Großen Strafkammern sind erfahrene und ver-

nünftige Leute, die sich nicht auf irgendwelchen Blödsinn einlassen. Sie führen keine Strafprozesse aus Jux und Dollerei. Umso besser, sagt Betty, bevor sie die Treppen hinunterläuft. Auf ihren hohen Schuhen, erstaunlich schnell.

Drei Monate sind seitdem vergangen, und inzwischen ist es so kalt, dass ich die Lüftung aufdrehen muss, um die Windschutzscheibe frei zu pusten. Als ich den nördlichen Stadtrand erreiche, ist es kurz nach sieben und stockdunkel. Die Laternen tauchen die schmalen Straßen des Wohnviertels in unwirkliches Licht. Niemand ist auf den Bürgersteigen unterwegs. Dafür sind die Häuser erleuchtet, und die Autos in ihren Carports sehen aus, als hätten sie es sich für die Nacht gemütlich gemacht.

Vor zehn Jahren, als ich das kleine Einfamilienhaus kaufte, waren die Immobilienpreise schon ziemlich geisteskrank. Heute sind sie jenseits von Gut und Böse. Anfangs kostete mich der Gedanke an die hohe Verschuldung schlaflose Nächte. Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt. Im Rückblick, mit der gut laufenden Kanzlei im Hintergrund, wirkt das Ganze wie eine naheliegende Entscheidung. Eine offensichtlich gute Idee.

Dabei mag ich das Haus nicht einmal besonders. Es ist rechteckig und grau, und der Garten sieht aus wie das, was er ist: ein Garten für eine Familie mit zwei Kindern. Platz für ein Trampolin, ein selten benutztes Klettergerüst und einen Grill, um den man im Sommer mit befreundeten Paaren herumstehen kann, mit aufgekrepelten Ärmeln, Bierflaschen an den Hälsen haltend.

Aber es ging bei der Kaufentscheidung auch nicht um mich. Jojo und Mimi lieben das Haus, ihre Zimmer, den kleinen Fahrradschuppen und die Tatsache, dass sie zu jeder Tageszeit Lärm machen können, ohne dass sich die Nachbarn beschweren. Unsere Möbel sind praktisch, die Oberflächen abwischbar.

Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich mich in der Kanzlei wohler fühle als zu Hause.

An der Tür muss ich den Aktenstapel fallen lassen, weil mir Adele entgegenkommt, unsere notorisch euphorische Retriever-Hündin mit ADHS-Syndrom. Gleich darauf springen mich Jojo und Mimi an, die vor dem Abendessen immer ungeduldig werden und deshalb aus der Begrüßung ein Riesentheater machen. Als Letztes kommt Laura und reckt mir das Gesicht zum Begrüßungskuss entgegen, ohne mich zu umarmen, weil sie einen Stapel Teller trägt. Ihr Outfit besteht aus einer olivgrünen Yoga-Hose, schwarzen Wollstulpen und ihrem blauen Lieblingspull-over mit Zopfmuster. Die hellblonden Haare hat sie zu einem hoch sitzenden Dutt gesteckt. In diesen Klamotten und mit ihrer Sportlerinnenfigur sieht sie immer noch aus wie eine Mittzwanzigerin. Seit Corona bietet Laura den Großteil ihrer Yoga-Kurse im Internet an, was automatisch dazu führt, dass sie sich mehr um Haushalt und Kinder kümmert als ich. Inzwischen sind Mimi und Jojo groß genug, um allein von der Schule nach Hause zu kommen, und wir haben angefangen, darüber zu reden, ob und wann wir für Laura ein eigenes Yoga-Studio in einem guten Stadtteil mieten könnten.

Sie geht vor mir über den Flur und beginnt, den Tisch im Esszimmer zu decken. Es gibt einen Nudelaufwurf, den die Kinder lieben und den ich schon lange nicht mehr sehen kann. Ich esse trotzdem mehr, als ich will, während die Kinder von ihrem Tag berichten. Voller Begeisterung erzählt Jojo von der Schule, für deren Lernstoff er sich nicht die Bohne interessiert, dafür umso mehr für all die Emmas, Mias und Lenas, die ihn anhimmeln und mit denen er ständig witzige kleine Abenteuer erlebt. Für Jojo sind Menschen herrliche Wunder, vor allem, wenn sie dreizehn und weiblich sind. Mimi ist viel ruhiger, erzählt von Büchern, die sie gerade liest, von den Podcasts, die sie hört, und macht sich mit ihren zehn Jahren schon Sorgen über das Artensterben, von dem sie im Unterricht erfahren hat. Tag für Tag

überlegt sie mit gleichbleibender Ernsthaftigkeit, was sie später einmal werden will, wie man die Welt retten könnte und was sie sich zum nächsten Geburtstag wünscht. Für sie hängen alle diese Fragen auf magische Weise zusammen.

Nach dem Essen helfe ich Laura in der Küche, während Adele in unglaublichem Tempo die Reste des Nudelaufbaus inhaliert. Laura fragt, wie es heute lief. Sie guckt keine Nachrichten und liest nichts im Internet, weshalb sie von dem ganzen Spektakel nichts mitbekommt. Vorsichtig antworte ich:

Nicht so gut.

Laura fragt, ob ich glaube, dass Betty am Ende freigesprochen wird.

Ich sage, dass ich mir da seit heute nicht mehr sicher bin und dass genau darin das Problem besteht.

Laura fragt, ob ich angefangen habe, mich mit Betty zu identifizieren. Ob es mir etwas ausmachen würde, wenn sie ins Gefängnis muss.

Ich erwidere etwas zu heftig, dass es völlig normal ist, wenn man mit einer Mandantin fühlt. Man wäre kein guter Verteidiger, wenn es einen nicht interessieren würde, was aus den Angeklagten wird. Gleichzeitig wahrt man selbstverständlich die professionelle Distanz. Wie ein Arzt.

Laura zieht eine Augenbraue hoch und wendet mir den Rücken zu, während sie Gläser herausnimmt und neu sortiert, die ich gerade in die Spülmaschine gestellt habe.

Wir stehen noch eine Weile vor dem Geschirrspüler herum. Sie schenkt sich ein Glas Grauburgunder ein und fragt erst im Anschluss daran, ob ich auch etwas will. Als die Kinder noch kleiner waren, Jojo drei und Mimi ein Säugling, hat Laura in einem Ratgeber gelesen, dass man immer zuerst an sich selbst und die eigenen Bedürfnisse denken soll. Erst selbst essen, trinken, aufs Klo gehen oder duschen, bevor die Kinder wieder dran sind. Weil man sonst über kurz oder lang zusammenbricht. Die Angewohnheit, sich selbst zuerst einzuschenken, stammt aus dieser Zeit.

Wir stoßen an. Komischerweise fragt sie nicht, ob ich geraucht habe. Vielleicht fällt ihr der Geruch nicht mehr auf, weil sie seit Beginn des Prozesses Bettys Zigaretten in meinen Klamotten riecht. Der Gedanke ist mir unangenehm.

Und, fragt Laura, wann kehrst du zu uns zurück?

Es gehört zu ihren verblüffenden Eigenschaften, schwerwiegende Sätze aus dem Nichts heraus und völlig ironiefrei zu formulieren. Am liebsten würde ich trotzdem so tun, als wäre das ein Witz gewesen. Oder als würde ich nicht verstehen, was sie meint. Es wäre ein Leichtes, empört darauf hinzuweisen, dass ich in letzter Zeit nicht weniger, sondern viel häufiger als früher zu Hause bin. Seit Betty meine Mandantin ist, gehe ich an vielen Tagen nicht in die Kanzlei und sitze stattdessen oben im häuslichen Arbeitszimmer, weil ich angefangen habe, den Prozess als meine Privatsache zu betrachten. Aber ich weiß genau, dass ich innerlich abgedriftet bin. Ich denke abends vor dem Einschlafen und morgens nach dem Aufwachen an den Fall. Ich drücke mich mit Ausreden vor den gemeinsamen Abendessen und verbringe große Teile der Wochenenden über den Akten. Betty hat einmal gesagt, dass sie an einem bestimmten Punkt anfang, sich innerlich von ihrer Familie zu entfernen, obwohl äußerlich alles großartig lief. Mittlerweile verstehe ich, was sie damit meint.

Laura ist klug und besitzt feine Antennen für andere Menschen, vor allem für die Kinder und mich. Sie hat recht mit dem, was sie mir vorwirft, und in diesem Augenblick tut es mir unendlich leid. Ich nehme sie in die Arme und drücke sie so heftig an mich, dass der Wein in ihrem Glas fast überschwappt.

Ich weiß nicht, wie lang es noch dauert, sage ich. Seit heute weiß ich gar nicht mehr richtig, wo wir stehen. Ich muss das alles noch einmal durchgehen. Mir Klarheit verschaffen. Den Überblick zurückgewinnen.

Laura nickt an meiner Brust, dann schiebt sie mich von sich, fährt sich über die Haare, nimmt einen Schluck Wein.

Geh schon, sagt sie.

Das Arbeitszimmer im ersten Stock sieht aus wie die Location für einen Anwaltsfilm, in der sich ein ehrgeiziger Szenenbildner ausgetobt hat. Der hüfthohe Rollwagen mit Aluminiumböden, den ich extra aus der Kanzlei geholt habe, biegt sich unter schweren Leitz-Ordern. An der Wand hängt eine zusammengeklebte Papierbahn, auf der ich versucht habe, die zeitlichen Abläufe zu ordnen. Auf dem Schreibtisch türmen sich Stapel aus grauen Aktenmappen mit Kanzlei-Logo sowie die rosafarbenen Hefter von Staatsanwaltschaft und Gericht. Überall auf dem Boden liegen Kopien von rechtswissenschaftlichen Fachaufsätzen, nach Themen geordnet.

*Mord ohne Leiche – die Besonderheiten des Indizienprozesses
Die Reichweite des Zweifelssatzes »in dubio pro reo«*

Strafprozess und Medienöffentlichkeit

Aus Saras schmaler Handakte ist ein ganzes Zimmer voller Papier geworden. Bettys Fall hat in den Maschinenraum des Strafprozessrechts hinunter geführt, von Anfang an. Es gibt auch ein Notizbuch mit handschriftlichen Aufzeichnungen, in denen ich Bettys Geschichte dokumentiert habe, soweit sie mir erzählt wurde. Ich finde das Notizbuch unter einem Aktenstapel, es ist hellblau, und auf dem Etikett steht in meiner Handschrift: 616 KLS 4/26 – Bettys Fall. Ich schlage es auf. Noch mal von vorn. In meinen Notizen beginnt die Geschichte nicht am Anfang, nicht an dem Tag, als Betty und Fero sich kennen lernten. Sie beginnt ein halbes Jahr später, mit Bettys Verhaftung.

Bettys Geschichte, Juli – September 2025

Am Samstag, den 5. Juli 2025, erreicht Betty gegen halb neun am Morgen in einem Uber den Hamburger Flughafen. Sie trägt eine bunte Umhängetasche und einen kleinen Lederkoffer bei sich, in dem sich das Nötigste für einen Kurztrip befindet. Sie will nicht fliegen, sondern einen Leihwagen abholen, den sie

kurz zuvor online gebucht hat. Im Gehen schreibt sie auf dem Handy noch ein paar Nachrichten, während sie zur Ankunfts-ebene im Terminal 2 läuft, wo sich die Mietwagenstation befindet.

In den Akten kann ich nachschauen, welche Nachrichten das im Einzelnen waren, um wie viel Uhr genau und an wen. Unter anderem schreibt Betty an ihren Mann Patrick, dass sie überraschend zu einem Branchentreffen nach Österreich muss und erst in ein paar Tagen zurück sein wird. Im Verlag meldet sie sich krank, an Yven schickt sie ein paar Herzchen und wünscht weiterhin viel Spaß in Italien. Außerdem bestätigt sie über Airbnb eine Unterkunft für eine Nacht in Wien, nicht weit vom Westbahnhof im fünfzehnten Bezirk.

Unter den Ermittlungsergebnissen der Staatsanwaltschaft findet sich außerdem ein Mietwagenvertrag mit Versicherungsschutz für die gesamte EU sowie eine kurze schriftliche Aussage der Mitarbeiterin an der Mietwagenstation, die sich an Betty erinnert, aber keine besonderen Vorkommnisse zu berichten weiß. Außer dass Betty wegen Fahrzeugknappheit einen anderen als den im Internet gebuchten Wagen bekommen hat. Reserviert hat sie einen weißen Opel Corsa, ein kleines Auto, günstig, unauffällig, ohne Extras. Der Autoschlüssel, den sie von der Mitarbeiterin überreicht bekommt, ist von Peugeot.

Betty steckt das Handy weg und macht sich auf den Weg zu den Parkhäusern. Sie folgt den Hinweisschildern zu P5 und fährt mit dem Lift auf die achte Ebene. Der Hamburger Flughafen stapelt die Autos in erstaunliche Höhen, die geparkten Wagen haben einen tollen Blick über die Stadt. Betty schreitet die Reihen der Mietwagenfirmen ab. Eine konkrete Parkbucht wurde ihr nicht genannt, sie hat nur das Kennzeichen des Wagens. Immer wieder betätigt sie den Schlüssel, um das Auto zu finden. Als sie kurz davor ist, die Firma anzurufen und sich zu beschweren, fällt ihr das Nummernschild eines schwarzen Vans ins Auge. Die Kombination deckt sich mit dem Schildchen am

Schlüssel. Als sie den Transponder dicht an die Außenhaut des Fahrzeugs hält, reagiert die Zentralverriegelung. Was man ihr an Stelle des kleinen Opel Corsa zugewiesen hat, ist ein Peugeot Traveller, ein schwarzes Kidnapper-Auto mit neun Sitzplätzen, seitlichen Schiebetüren und getönten Scheiben.

Betty überlegt, den Wagen zu reklamieren. Sie hat keine Lust, mit diesem Ungetüm zu fahren. Aber der Streit mit der Firma würde sie nur eine weitere Stunde kosten. Also stellt sie den Koffer in den Fußraum des Beifahrersitzes, legt die Umhängetasche auf die Sitzbank, steigt ein und startet den Wagen, der trotz des sommerlich warmen Tags minutenlang vorglüht, bevor er seine Dieselmachine anspringen lässt.

Betty sagt, dass sie sich für eine überdurchschnittlich gute FahrerIn hält und eigentlich jedes Auto steuern kann, auch einen überdimensionierten Van von Peugeot. Das behaupten fast alle Deutschen von sich, wobei es statistisch betrachtet unmöglich ist, dass ein ganzes Land über dem Durchschnitt liegt. In Bettys Fall könnte es trotzdem stimmen. Sie hat als Studentin für eine Spedition gearbeitet und ist mit 7,5-Tonnern durch die engen Gassen von Tübingen gekurvt. Der Van an sich macht ihr keine Angst, es ist nur so, dass sie keine Lust hat, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Seit einiger Zeit gibt es an der Grenze zwischen Österreich und Ungarn wieder Kontrollen. Auf Google Maps checkt sie die Routenplanung und entscheidet sich für einen kleinen Grenzübergang in einem Ort namens Schattendorf. Dort wird es ruhiger sein als an den großen Zollstationen.

Die erste Etappe führt allerdings erst einmal nach Wien, mehrere Staus, ein paar Pausen, die Fahrzeit beträgt insgesamt fast vierzehn Stunden. Nach der Übernachtung am Wiener Westbahnhof bricht Betty in aller Frühe auf. Anhand von GPS-Daten und Kreditkartenabrechnungen kann ich nachvollziehen, dass sie noch einmal tankt und sich einen Kaffee kauft, bevor sie auf die Autobahn Richtung Südosten fährt.

Eine knappe Stunde später nimmt sie die Abfahrt bei Siegen-

dorf. Die Straßen werden schmaler, die Landschaft immer leerer. Nicht einmal Kühe sind auf den Weiden. In dunstiger Ferne stehen ein paar Rehe, die sich nicht bewegen. Als könnte es sich auch um Dekorationsgegenstände handeln. Der Eindruck, sich dem Rand der Welt zu nähern, nimmt zu. Betty durchquert Dörfer, die ausgestorben wirken, heruntergelassene Jalousien, keine Menschenseele auf den Straßen. Schließlich erreicht sie Schattendorf und schlängelt sich auf einer gewundenen Durchfahrtsstraße durch den Ortskern, erleichtert, eine Mutter mit Kinderwagen in der Nähe der Kirche zu sehen. Sie ignoriert ein Durchfahrt-verboten-Schild, weil das Navi sie unverdrossen weiter Richtung Grenze schickt. Langsam steuert sie den Peugeot an einer weiteren Kirche mit schneeweißer Fassade vorbei, folgt dem Straßenverlauf nach links und ignoriert ein weiteres Schild, dieses Mal eins, das den Beginn einer Fußgängerzone ausweist. Aus Bettys Sicht kann es sich bei einem Grenzübergang mit befahrbarer Straße nicht um eine Fußgängerzone handeln. Das muss ein Irrtum sein. Als Nächstes folgt ein Sackgassenschild. Dann ein Umleitungsschild. Ein Fahrbahnverengungs- und ein Wenden-unmöglich-Schild. Vor Betty taucht eine Sperranlage auf, versenkbare Rammschutzpoller mitten auf der Fahrbahn, dazu Bauzäune, die den Straßenrand sichern. Linker Hand steht ein alter Container als Grenzhäuschen, dessen geborstene Plastikscheiben von Klebeband zusammengehalten werden. Auf einem kleinen Hügel thront ein Militärzelt mit Vordach, als würde dort ein Prepper wohnen, der die Grenze bewacht.

Wenn man Schattendorf googelt, findet man nach den spärlichen touristischen Hinweisen mehrere Berichte über einen absurden Grenzstreit mit Ungarn. Dass Betty nichts davon gehört hat, ist nicht verwunderlich. Die Angelegenheit ist eher ein Schildbürgerstreich als von überregionalem Interesse. Um die kleine Ortschaft vor Pendlerverkehr aus Ungarn zu schützen, hat der Bürgermeister von Schattendorf den Grenzüber-

gang durch Ausweisen einer Fußgängerzone unpassierbar gemacht. Es kam zu empörten Protesten und Vandalismus an den Grenzanlagen. Inzwischen liegt die Sache beim österreichischen Verfassungsgerichtshof. Wegen der aufgeheizten Stimmung und fortgesetzten Sabotage-Akten werden die Grenzanlagen von Sicherheitskräften bewacht.

Verwirrt rollt Betty noch ein paar Meter auf die Straßensperre zu, bis ihr ein österreichischer Polizist den Weg vertritt. Der Streifenwagen parkt hinter dem Containerhäuschen, sie hat ihn zu spät gesehen. Ein zweiter Polizist steigt aus, beide jung. Der eine kommt ans Fahrerfenster, das sie schon heruntergelassen hat, der andere beginnt, um das viel zu große schwarze Auto herumzugehen, wobei er versucht, durch die getönten Scheiben zu spähen. Unfreundlich ruft Betty, dass er das lassen soll. Als EU-Bürgerin hat sie das Recht, jede beliebige Grenze innerhalb des Schengenraums zu überqueren, ohne irgendwelchen Kontrollen ausgesetzt zu sein.

Juristisch stimmt das nicht ganz, und vor allem ist es nicht besonders geschickt. Die jungen Polizisten fühlen sich herausgefordert. Der erste belehrt Betty über die gesperrte Grenze und fragt sie, was sie mit ihrem Auto in einer Fußgängerzone verloren hat. Verwarnung, Bußgeld und so weiter. Der zweite bittet sie auszusteigen und den Kofferraum aufzumachen.

Jetzt probiert es Betty mit Ahnungslosigkeit. Mit Städtetourismus, Entschuldigungen und Augenaufschlag. Aber es ist zu spät. Widerwillig verlässt sie den Wagen. Doppelt so alt, doppelt so intelligent und doppelt so elegant wie die Polizisten. In meiner Vorstellung trägt sie einen Rock mit dezentem Karomuster, kniehoch Stiefel in Dunkelbraun und ein hellgraues Oberteil mit Rundhalsausschnitt. Dabei weiß ich aus der Akte, dass sie bequeme Jeans, schwarz-weiße Turnschuhe und ein dunkelblaues T-Shirt anhatte. Trotzdem gelingt es mir nicht, meine Phantasie anzupassen. In Rock und Stiefeln gefällt sie mir wahrscheinlich am besten.

Während der erste Beamte die Fahrzeugpapiere prüft, geht der andere mit Betty zur Heckklappe. Sie stellt sich absichtlich ungeschickt an, damit ihr der Polizist beim Öffnen helfen kann. Leidenschaftlich schimpft sie auf den Autoverleih, der ihr dieses Monster statt eines handlichen Kleinwagens zugeteilt hat. Ein richtiges Kidnapper-Auto, sagt Betty, und der Beamte lacht. Der Kofferraum ist leer und gestaubsaugt, unter einer Klappe liegen Verbandskasten und Warndreieck. Sie öffnen die seitliche Schiebetür. Auch der Passagierbereich ist sauber und leer. Der Polizist entspannt sich und fängt an, mit Betty zu plaudern. Über Mietwagen und die beste Zeit für eine Reise nach Ungarn. Er sieht nicht schlecht aus, starke Handgelenke und Bartschatten, die Kopfseiten zu einem akkuraten Fade rasiert. Betty denkt, dass er wahrscheinlich FPÖ wählt und nicht viel älter als Fero ist.

Sie sind fertig, die Fahrzeugpapiere sind in Ordnung. Die Beamten unterhalten sich noch eine Weile mit ihr, obwohl Betty eigentlich weiter will. Der Größere bietet Zigaretten an und freut sich, dass Betty akzeptiert. Sie rauchen gemeinsam mit Blick auf die Rammschutzpoller, während der gut aussehende Polizist, der inzwischen offen mit Betty flirtet, die Geschichte der geschlossenen Grenze erzählt. Auf der ungarischen Seite hält ein Auto und lässt ein zehnjähriges Mädchen in Reitkleidung aussteigen, das die Sperranlage zu Fuß passiert, während die Mutter das Auto wendet und zurück ins Ungarische fährt. Eine Werbetafel verweist auf einen nahe gelegenen Reiterhof.

Betty wirft die halb gerauchte Zigarette weg und öffnet die Beifahrtstür, um die Dokumente zurück ins Handschuhfach zu legen. Dabei rutscht die bunte Umhängetasche vom Sitz und fällt auf den Boden. Der gut aussehende Polizist geht in die Hocke, um die Tasche aufzuheben. Der Reißverschluss ist nicht zugezogen und klafft auseinander. Der Blick des Polizisten fällt auf den Inhalt.